



ISAAC
BASHEVIS
SINGER

R O M A N

JARMY
UND
KEILA

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

ISAAC BASHEVIS SINGER

JARMY UND KEILA

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Christa Krüger

Mit einem Nachwort
von Jan Schwarz

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER **VERLAG**

Titel des jiddischen Originaltextes, erschienen in
Fortsetzungen von 1976 bis 1977 in *Forverts: Jarme un Kayle*

Erste Auflage 2019

© 2017, 2018 by The Isaac Bashevis Singer Literary Trust

Translated from the English language: *Yarmy and Keila*

© der deutschen Ausgabe: Jüdischer Verlag

im Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54296-3

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

1 .

In Wirklichkeit hieß er Jeremia Eliezer Holtzman, aber am Krochmalna-Platz, wo man nicht genug Geduld für lange Namen hatte, nannte man ihn nur Jarmy und hängte ihm den Spitznamen Stachel an. Seine Frau Keila Leah Kupermintz wurde wegen ihrer feuerroten Haare die Rote Keila genannt. »Stachel« kam von den stacheligen Kletten, mit denen die Jungen in Warschau am neunten Aw Passanten bewarfen. Verding sich so eine Klette in einem Bart oder im Haar eines Mädchens, konnte man sie nur schwer wieder lösen. Jarmy Stachel stichelte gern bei seinen Kumpanen und den Frauen, mit denen er sich einließ.

Mit zweiunddreißig hatte Jarmy Stachel im Pawiak-Gefängnis schon vier Strafen wegen Diebstahl abgesessen (er war ein Meistertaschendieb). Auch wegen Mädchenhandel war er mehrere Male eingebuchtet worden. Die Rote Keila war neunundzwanzig und hatte bereits drei Bordelle von innen gesehen – eins in der Krochmalna, eins in der Smocza, eines in der Tamka-Straße. Ihr erster Lude war Itsche Ein-auge persönlich gewesen. Jarmy war im Ganoventreff in der

Krochmalna-Straße auf Keila gestoßen. Nachdem er einen Tag und eine Nacht lang mit ihr zusammen gewesen war, nahm er sie mit zu einem Rabbi im Revier, in die Stavskystraße, und heiratete sie. Anders als andere Rabbiner fragte dieser aus der Stavskystraße nicht nach, warum Paare, die zu ihm kamen, heiraten oder sich scheiden lassen wollten. Er nahm einfach die drei Rubel Gebühren und füllte die nötigen Papiere aus.

Es war 1911, sechs Jahre nach der Revolution. Die Streiks und die Bombenleger hatten das Ihre getan und dem Zaren Nikolaus eine Verfassung abgezwungen, aber die erste Duma hatte sich schon wieder aufgelöst und die zweite und dritte waren gewählt. In Russland wie in Kongresspolen stritten sich die Parteien. Die Schwarzhunderter in Russland hetzten zu Pogromen auf, und die Nationaldemokraten in Polen verlangten den Boykott jüdischer Waren. Junge Juden gingen zu Hunderttausenden heimlich über die Grenze nach Galizien und Preußen und schlugen sich weiter übers Meer nach Amerika durch, um dort ihr Glück zu suchen. In jiddischen Zeitungen hatten die Politiker den Balkan schon seit Jahren mit einem Pulverfass verglichen. Sie sagten Krieg voraus, nicht nur zwischen Serbien, Bulgarien, Montenegro und der Türkei, sondern sogar zwischen Russland und Deutschland. Dr. Herzl war tot, aber die Zionisten hielten trotzdem ihren jährlichen Kongress ab. Sozialisten schrieben in ihren Aufrufen, der Zionismus sei eine eitle Fantasterei, und die jüdischen Arbeiter sollten lieber zu Hause für den Sozialismus kämpfen, statt von einem Land zu träumen, das zur Hälfte eine Wüste und außerdem von Arabern bewohnt sei. Der

Sultan Abdülhamid würde ihnen niemals ein verbrieftes Recht auf Einwanderung geben.

Aber im Ganovennest in der Krochmalna Nummer 6 lasen sie keine Zeitungen und kümmerten sich nicht um Politik. Wohl erinnerten sie sich an den Anschlag der Sozialisten auf die Unterwelt, als die Rebellen in die Bordelle stürzten, die Huren verprügelten, das Bettzeug auseinanderrissen, Augen grün und blau schlugen und Rippen brachen. Aber das war lange her. Eine Menge Randalierer waren nach Sibirien verbannt, etliche in der Zitadelle erhängt worden, und eine ganze Reihe von ihnen hatte den »Blutigen Mittwoch« nicht überlebt.

Jarmy konnte die jiddische Zeitung lesen. Er stammte aus Piaski, der Stadt der Diebe. Eine Weile hatte er an einer Jeschiwa in Lublin gelernt. Wenn einer aus seiner Bande den Eltern schreiben oder einen Brief nach Brasilien schicken musste, kam er zu Jarmy, der den Brief auf Jiddisch und die Adresse auf Russisch abfasste. Jarmy kaufte sich die Zeitung jeden Morgen, las aber nur die Fortsetzungsromane »Die blutbesudelte Frau«, »Die betrogene Dame« und andere solche Geschichten. Oft las er Keila daraus vor oder beschrieb ihr, was inzwischen passiert war. Keilas grüne Augen leuchteten, wenn sie die Einfälle des Autors hörte. Sie sagte dann:

»Fabelhaft, was die Schreiber sich ausmalen. Die können Berge versetzen.«

»Alles Quatsch, die sitzen da mit dem Stift in der Hand, diese Traumtänzer, und bauen Luftschlösser. Die können gar nix, nicht mal einer Katze einen Knoten in den Schwanz machen.«

»Das kommt davon, dass sie diese Tora studieren«, sagte

Keila. »Vergraben sich in den dicken Gemaras und wetzen ihren Verstand ...«

»Stimmt. Haskele Glasbruch war gut im Studieren. Wenn einer kam und ihn um Rat fragte, hat er sich die Stirn gerieben wie ein Rebbe«, sagte Jarmy. »Hat alle die Russkis in Polen an der Nase rumgeführt. Seine Finger waren so lang, dass er einmal sogar dem Polizeichef eine goldene Uhr geklaut hat.«

»Haben sie ihn erwischt?«, fragte Keila.

»Er hat sie von sich aus zurückgegeben. Hat gesagt: ›Eure Exzellenz, bitte sehr, hier ist Ihre Uhr‹. Den Bonzen hätte fast der Schlag getroffen.«

Jarmy und Keila schiefen nicht nur gern miteinander, sondern schwatzten auch mit Freude zusammen. Sie blieben in ihrer Wohnung in der Krochmalna-Straße 8 halbe Nächte lang wach und redeten. Die Rote Keila hatte Millionen Geschichten auf Lager, und Jarmy zehnmal so viel. Keila war vor zwanzig Jahren aus der Provinz in die Stadt gebracht worden und hatte sich seitdem nicht aus Warschau hinausbewegt. Weiter als bis Praga oder Pelcowizna war sie nicht gekommen. Jarmy Stachel dagegen war viel gereist. Eine Weile hatte er auf Bahnfahrten dümmliche Mitreisende beim Würfeln und anderen Glücksspielen abgezockt. Eine Zeit lang hatte er in Mława Leute, die nach Amerika wollten, über die Grenze geschmuggelt. Auch hatte er Konterbanden nach Preußen und weiter nach Russland verschoben. Beinahe wäre er mit einer Schiffsladung Prostituirter in Brasilien gelandet. Er steckte mit allen Mädchenhändlern und Safeknackern Polens unter einer Decke. In seinem Kalender hatte er sich die Daten aller Jahrmärkte in Russland notiert.

Keila himmelte ihn an: »Jarmele, ich bin die glücklichste

Frau auf der Welt! Nur um eines bitte ich Gott – dass mein Glück nicht vergeht. Ich stecke immer was in die Almosenbüchse und bete, dass du mir gesund bleibst.«

»Keila, dich würde ich nicht hergeben, und wenn jemand mir dein Gewicht in Gold bieten wollte«, antwortete Jarmy.

»So eine Liebe wie unsere hat die Welt noch nicht gesehen«, wisperte Keila.

Wohl wahr; allerdings hatte das Paar eine Abmachung: Falls Jarmy der Sinn nach einer anderen Frau stand oder Keila Lust auf einen Mann hatte, sollten sie sich keinen Zwang antun, sondern ihren Wünschen folgen. Jedoch unter einer Bedingung: nichts geheim halten und sofort danach dem anderen alles, was passiert war, genau beschreiben. Beide hielten sich strikt an die Abmachung.

In ihren zweieinhalb Ehejahren war Jarmy nur selten fremdgegangen und nur, wenn er außerhalb der Stadt zu tun hatte. Und in dieser Woche hatte Keila zum ersten Mal mit Itsche Einauge im Hospital an der Czysa-Straße geschlafen, wo er liegen musste, nachdem ihn ein Ganove fast erdolcht hätte. Itsche Einauge hatte die Strippen gezogen, um ein Zimmer für sich allein zu ergattern. Als Keila ihn am Krankenbett besuchte und ihm einen Käsekuchen mitbrachte, verlangte Itsche, verwundet, verplastert und verbunden wie er war, sie solle ihn um der alten Zeiten willen tun lassen, was er nötig habe.

Trotz Krankheit und Fieber zerrte er sie in sein Bett und brauchte für das Ganze kaum länger als eine Minute, denn außen an der Tür wartete schon eine Krankenschwester, die nur noch ein paar Worte mit dem Pförtner wechselte. Als Keila Jarmy in der Nacht erzählte, was geschehen war, überschüttete er sie mit Küssen und sagte begeistert:

»Keilachen, das war eine gute Tat. Mein Glückwunsch.«

»Hinterher hab ich die ganze Nacht geheult«, sagte sie.

»Warum denn? Du bist doch nicht scheinheilig und tugend-
sam, und bin ich etwa selbstgerecht?«

»Ach Jarmele, für dich wollte ich rein sein, aber er hat mich mit einem Ruck ins Bett gerissen, und eh ich mich wehren konnte, war's schon passiert. Dann hab ich ihm ins Gesicht gespuckt.«

»Dazu hattest du kein Recht. Itsche Einauge könnte dein Vater sein.«

»Bist du denn nicht eifersüchtig?«

»Ganz und gar nicht.«

Jarmy drängte Keila, ihm alles genau zu beschreiben – bis ins Einzelne. Er hakte immer wieder nach. Es erregte ihn heftig, er war wie gebannt, ganz außer sich. Und wahr ist, dass Keila genauso reagierte, als Jarmy ihr seine Abenteuer mit einer Köchin in Kaliz und der Frau eines Zimmermanns in Lodz gestand.

In dieser Nacht sprach Jarmy darüber, dass Itsche Einauge nachgelassen habe. Er sei nicht mehr der Alte, und wenn er das Krankenhaus verlasse, sollten sie ihn einladen, ein paar Tage oder Wochen bei ihnen zu wohnen, bis er sich erholt habe, und es wäre eine Ehre, wenn er die Einladung annehme.

»Er war dein Erster, vergiss das nicht«, sagte Jarmy.

»Jarmele, das habe ich schon vergessen, alle habe ich vergessen. Ich bin wieder als Jungfrau zu dir gekommen.«

»Eine beglaubigte Jungfrau mit Dokumenten zum Beweis ... Sei nicht blöd, dann kannst du absahnen ...«

Am nächsten Sabbat nach dem Essen wanderten Jarmy und Keila wieder ins Hospital zu Itsche. Jarmy hatte für den

Patienten eine Schachtel Pralinen, eine Dose Kaviar und auch noch Blumen gekauft. Als die beiden mit den Geschenken die Straße entlanggingen, folgten ihnen Blicke aus allen Fenstern und von jedem Balkon. Keila war mittelgroß mit hohem Busen, schmaler Taille und rundlichen Hüften, sie hatte schlanke Fesseln und kräftige Waden. Eigentlich waren Keilas Hüften knabenhaft schmal, aber sie polsterte ihre Figur mit Kissen aus. Die Sonne schien auf ihr krauses rotes Haar, so dass die Locken wie Feuerzungen leuchteten. Jarmy war größer als sie und immer noch schlank wie ein Junge. Er hatte eingefallene Wangen, große schwarze Augen, die etwas ungleich erschienen, und eine Nase, die manchmal gerade aussah und manchmal gebogen wie ein Vogelschnabel wirkte. Sein vorspringendes Kinn hatte eine Kerbe.

Mann und Frau bewegten sich anmutig wie Tänzer. Jarmy trug einen neuen Anzug, eine geblümete Krawatte mit einer Perlennadel, braune Schuhe und eine Melone. Keila hatte ein gelbes Kleid mit Seitenschlitzen angezogen, gelbe Schuhe mit goldenen Schnallen und dünnen hohen Absätzen und einen mit Kirschen und Blumen dekorierten Hut. Um den Hals trug sie ein Medaillon an einer Kette. An ihren Ohrfläppchen baumelten Perlenohrringe. Beide Handgelenke waren mit Armbändern bedeckt. Alle wussten, wohin das Paar ging – zum einäugigen Itsche, der Keilas Erster gewesen war und der sie später an Heiml Holzklotz aus der Potocka weitergereicht hatte. Damals hatte Itsche Einauge etwas mit der Dicken Reitzele angefangen, die aber erst mit ihm zusammenleben wollte, wenn er die Rote Keila in ein anderes Revier abgeschoben hätte.

2 .

Als Jarmy und Keila diesmal ins Hospital kamen, war Itsche Einauges Zimmer voll mit seinen Komplizen. Obwohl es verboten war, den Patienten schwer verdauliches Essen mitzubringen, hatten sie für Itsche gehackte Leber mit Hühnerfett, Tscholent, Pudding, Gefilte Fisch, Knisches, dazu Wein, Wodka und Kognak im Gepäck. Eine Puffmutter hatte dem Patienten ein Dutzend Rosen überreicht.

Alle waren da – Schmul Schmand, der Lange Leibusch, Mordkele Feuerbrand, Shaya Schläger und die Dicke Reitzele, die jetzt mit einem Lastwagenfahrer zusammenlebte, der fünfzehn Jahre jünger war als sie. Sogar ein Polizist aus dem 7. Bezirk machte einen Krankenbesuch bei Itsche, der mit der Polizei auf gutem Fuß stand. Die suchte jetzt nach Berele Fettwanst, dem Ganoven, der Itsche das Messer in den Hals gerammt hatte. Dass Itsche den Anschlag überlebt hatte, galt als Wunder vom Himmel. Nicht nur die Polizei, auch Itsches Kumpel kämmtten ganz Warschau auf der Suche nach Berele Fettwanst durch. Er war schon so gut wie tot, denn es war beschlossene Sache, dass er umgelegt würde, sobald man ihn hatte.

Der einäugige Itsche (er war blind auf einem Auge, und über die linke Wange zog sich eine schartige Narbe) lag jetzt mit verbundenem Hals im Bett. Er war ein schwergewichtiger Kerl mit riesigen Pranken, die einem Ochsen die Kehle zudrücken konnten, mit einer breiten Nase, einem dichten schwarz-grauen Haarschopf; das eine Auge war von einer schwarzen Augenklappe bedeckt, das andere hatte den strengen entschlossenen Blick des geborenen Anführers. Was wären die Krochmalna-Straße, der Platz und das Ganovennest in Nummer 6 ohne Itsche? Er hatte überall seine Hand im Spiel. Allerdings gehörte er bereits zur älteren Generation, und inzwischen war eine neue Sorte von Taschendieben, Erpressern, Zuhältern und Schiebern herangewachsen, Ganoven, die bereit waren, für ein paar Groschen zu töten und ihre Freiheit zu riskieren. Aber noch war die ältere Generation stark genug, diese Neuen von den Fleischtöpfen fernzuhalten.

Es ging das Gerücht, Itsche habe im Hospital unter seinem Kissen oder unter der Matratze eine Pistole versteckt. Er hatte viele Freunde, aber auch eine gute Portion Feinde. Die Wahrheit war, dass Itsche sich mit allerhand Aktivitäten zwar viel Geld verschafft, aber in all den Jahren nichts auf die hohe Kante gelegt hatte. Er war sehr freigiebig und bereit, jedem zu helfen. Er spendete sogar Synagogen, Waisenhäusern und Talmud-Tora-Schulen Geld. Wenn ein guter Ganovenbruder ins Gefängnis ging, schickte Itsche ihm Päckchen und unterstützte seine Frau.

Als Jarmy und Keila im Türrahmen standen, machten die anderen ihnen Platz. Itsche hob eine Hand zur Begrüßung. Er hatte die Rote Keila gegen die Dicke Reitzele eingetauscht, aber den Tausch später bereut. Als die Rote Keila Jarmy Sta-

chel heiratete, schickte ihr Itsche fünfzig Rubel und ein Hochzeitsgeschenk. Es kam selten vor, dass eine Frau, die schon in drei Bordellen gearbeitet hatte, noch heiratete, und dazu einen gebildeten Mann, einen Halbintellektuellen wie Jarmy Stachel. Es war ein Omen für alle Warschauer Huren, nicht die Hoffnung aufzugeben, ein Zeichen, dass die Liebe noch immer die Welt regierte, auch wenn man bis zum Kinn im Sumpf versank. Manchmal kam es vor, dass ein Zuhälter sich in eine Hure verliebte und sie aus dem Bordell herausholte, doch dann ging er mit ihr nach Amerika oder sogar Südafrika, und man sah die beiden nie wieder. Aber Jarmy Stachel und die Rote Keila waren in der Krochmalna-Straße geblieben. Sie kamen jeden Tag zum Karten- oder Dominospiel oder um den neusten Klatsch zu hören in das Ganovenquartier. Jarmy Stachel war kein ganz ehrbarer Bürger geworden. Illegale Aktivitäten reizten ihn immer noch, und die Bande traute ihm und Keila unbedingt.

Nach dem, was Itsche Einauge der Roten Keila angetan hatte, als sie ihn im Spital besuchte, hatte er Angst, Jarmy sei nun sein Feind. Keila hatte ihm schwören müssen, nichts zu verraten. Er fürchtete sogar, Keila würde nicht mehr viel von ihm halten, nachdem er sich so schwach gezeigt und an der Frau eines Freundes vergriffen hatte. Als er aber sah, dass das Paar ihm Geschenke brachte, fiel Itsche ein Stein vom Herzen, wie man so sagt.

Er roch an den Blumen, bat Keila, die Pralinschachtel zu öffnen, und wollte eine Praline kosten – alles, um zu zeigen, wie sehr er ihren Besuch zu schätzen wusste. Er forderte das Paar auf, sich zu ihm auf die Bettkante zu setzen, und die anderen machten ihnen Platz.

Schon seit Monaten hatte die Bande im Ganovenquartier Pläne geschmiedet, die sie selbst für Fantastereien hielt, für Luftschlösser sozusagen. Jarmy Stachel hatte ihnen von einer Gang in Amerika erzählt, die sich die Schwarze Hand nannte – Teil der Mafia, die wer weiß wie lange in Italien agiert hatte und dann ins reiche Amerika ausgewandert war. Die Schwarze Hand, das waren keine schlichten Diebe ... sie schickten Drohbriefe an amerikanische Millionäre: »Soundso viel Geld her oder eine Kugel in die Birne.« Als Unterschrift eine schwarze Hand. Gelegentlich kidnappte die Gang einen Reichen und verlangte Lösegeld für die sichere Rückkehr des Opfers. Jarmy Stachel hatte diese Artikel in der Warschauer jiddischen Zeitung gelesen, die sie von einer Zeitung in New York übernommen hatte.

Jarmy trug sich noch mit einem anderen Plan – einen Tunnel zum Kellergewölbe einer Bank zu graben und den Tresorraum leer zu räumen –, auch diesen Einfall hatte er aus der Zeitung. Itsche Einauge, der ein praktischer Mensch war, sagte von Anfang an, das sei ein Hirngespinnst, ohne Hand und Fuß. Warschau sei nicht New York oder Chicago. Wenn man hier anfing, einen Tunnel zu graben, erfuhren es die Russen noch in derselben Minute. Außerdem seien die harten Typen in Warschau Großmäuler, die ihren Miezen gleich alles ausplaudern würden, und Frauen hätten nicht nur lange Haare, sondern auch lange Zungen und könnten kein Geheimnis für sich behalten.

Und auch noch einen dritten Plan machten sie: einen Postzug aufhalten und ausrauben. Das war kein aus Amerika eingeführtes Projekt – es war schon hier in Polen durchgeführt worden, in der Zeit, als die Sozialisten zu einer Organisation

mit Namen Proletariat gehört hatten. Säckeweise Dukaten wurden damals gestohlen – das ließ sich doch wiederholen, oder? Wenn man einen eisernen Barren quer über die Gleise legte, musste der Zug anhalten. Der Postwagen wurde von höchstens zwei oder drei Männern bewacht. Wenn man den Zug nachts in einem Wald anhielt, würde die Polizei nicht so schnell davon erfahren. Mit zwei, drei Wachmännern war leicht fertig zu werden, und wenn man kein Blutvergießen wollte, konnte man sie fesseln und knebeln.

Aber Itsche hatte etwas dagegen. Die Zeiten für so einen Handstreich seien vorbei. Die Sozialisten waren eine politische Partei gewesen. Sie hatten Mut gehabt, hatten versucht, den Zaren abzusetzen. In ihrer Bande waren lauter Söhne reicher Männer, Offiziere, sogar Generäle. Trotzdem waren viele von ihnen erwischt und gehenkt worden. Die Brüder aus der Krochmalna- und aus der Smocza-Straße hatten weder genug Waffen, noch konnten sie Bomben bauen. Nu, und wo wollten sie sich hinterher mit ihren Dukatensäcken verstecken? Und wie das Geld aufteilen? Er, Itsche Einauge, habe lange genug im Kittchen gesessen. Er wolle sein letztes Stündlein nicht im Knast und nicht am Galgen baumelnd erleben. Deshalb zer-schlug er die Pläne einen nach dem anderen. Er war mit den wöchentlichen Schutzgeldern zufrieden, die er von den Bordellen und von den Kaufleuten erpresste, die zahlten, damit ihnen nicht die Läden angezündet oder das Mehl, die Kurzwaren und Textilien mit Wagenschmiere übergossen wurden. Am Ende redeten die Gauner auf dem Platz und in der Bierhalle von Nummer 17 offen über die großartigen Pläne.

Jetzt, im Hospital, drehte sich die Unterhaltung wieder darum, dass man etwas tun müsse, was ganz Warschau auf

den Kopf stellte und außerdem einen Riesenreibach einbringe, aber wieder stellte Itsche sich taub. Haskele Glasbruch war tot. Seit den Unruhen von 1905 wimmelte es in Warschau von Polizisten, Geheimagenten und schlichten Spitzeln. Jeder Hausmeister hatte der Polizei noch die geringste Kleinigkeit zu melden. Wenn drei Schuster zusammen ein Bier trinken wollten, wurde es der Staatsmacht hinterbracht.

Itsche sagte: »Kinder, heutzutage könnt ihr keinem trauen. Wie meine Mutter selig zu sagen pflegte: ›Aus Schnee kann man keinen Käse machen‹.«

Nach einer Weile verzogen sich die anderen, und nur Jarmy Stachel und die Rote Keila blieben. Dann traf es sich, dass Keila auf den Ort musste, den selbst der Zar allein aufsucht, und Jarmy sagte:

»Itschele, Keila hat mir alles erzählt. Du musst dich nicht schämen. Schließlich sind wir beide Männer und keine Kinder. Du hattest sie vor mir. Du bist für sie wie ein Vater. Wenn es dir nur zusagt.«

Itsche war einen Moment sprachlos.

»Wenn man so lange im Bett liegt, kocht das Blut. Ich hatte ihr gesagt, sie soll den Mund halten.«

»Zwischen uns soll es keine Geheimnisse geben, das hatten wir uns geschworen.«

»Nu, du bist ein wahrer Bruder. Komm, geben wir uns die Hand drauf.«

Und Itsche Einauge quetschte Jarmys Hand mit so viel Kraft, dass der fast vor Schmerz stöhnte.

»Mann bist du stark! Die Pestilenz soll dich fressen«, sagte Jarmy als Kompliment.

»Manchmal ist mir, als wär mein Ende nah.«

»Itsche, wenn du entlassen wirst, komm zu uns. Wir nehmen dich auf wie einen Vater.«

»Was? Womit hab ich das verdient? Jarnele, du wirst es noch weit bringen. Vergiss nicht, dass irgendwann mal ein Itsche auf dieser Welt war.«

Als Jarmy und Keila sich auf den Weg zum jüdischen Gajnenquartier zwischen Eisenstraße und Gnojna machten, wurde es schon langsam dunkel. Der Platz und die Häuser auf ihrem Weg sahen aus, als würde hier nur Gesindel wohnen, aber in Wirklichkeit war die Gegend voller frommer Juden, achtbarer Matronen, Synagogen, chassidischer Lehrhäuser, Chederim, sogar Jeshiwot. In den Lehrhäusern wurde der Sabbat gefeiert, und wenn man an den Toren vorbeikam, hörte man Juden die Lieder zum Ausgang des Sabbat singen. Frauen saßen an offenen Fenstern und rezitierten »Got fun Avrom«.

Jarmy und Keila kamen beide aus anständigen Familien. Jarmys Onkel in Mysoka war zwar ein Dieb gewesen, aber sein Vater ein frommer Jude, ein achtbarer Mützenmacher. Er hatte Jarmy in den Cheder und dann sogar in eine Jeschiwa nach Lublin geschickt. Keilas Vater war der Synagogendiener in der Synagoge der Schneider in ihrer Heimatstadt gewesen. Am Sabbat – besonders am letzten Abend, bevor die ersten drei Sterne am Himmel zu sehen waren – wurden Keila und Jarmy immer schweigsam und trübsinnig. Beider Väter und Keilas Mutter lagen schon auf dem Friedhof. Ganz gleich, wie tief Keila im Sumpf versank, sie versäumte nie, Kerzen zum Gedenken an ihre Eltern anzuzünden. Irgendwo hatte sie einen Bruder und zwei Schwestern, die nichts mehr von ihr wissen wollten, denn sie waren ehrbare Leute. Jarmy hatte eine alte

Mutter und einen Bruder. Aus der Gosse, wie man so sagt, stammten weder Jarmy noch Keila. Keila gab gern damit an, dass ihr Großvater in einer Gemara gelesen habe, die lang und breit wie ein ganzer Tisch war. Manchmal, wenn Jarmy auf der Straße einen Chederschüler mit einem heiligen Buch unter dem Arm traf, hielt er ihn an und stellte ihm Fragen zum Pentateuch. Er wusste sogar noch die erste Seite der mittleren Ordnung der Mishna auswendig. Er hielt sich für einen Ketzer und sagte oft, es gebe keinen Gott, aber Keila glaubte an Gott, Dämonen, böse Geister und den bösen Blick.

Als das Paar nun zur Nummer 8 kam, hingen schon drei Sterne über den Blechdächern. Der Mond schwamm zwischen den Wolken, und Keila sagte:

»Eine gute Woche wünsche ich dir, Jarmele.«

»Eine gute Woche, ein gutes Jahr!«

»Möge es eine Woche mit Glück sein«, sagte Keila.

»So Gott will.«

Glück konnten Jarmy und Keila brauchen. Seit ihrer Heirat hatte Keila keinen Groschen verdient. Womit auch? Seit Jarmys letzter Transaktion war ebenfalls schon viel Zeit vergangen. Früher hatte er keine Angst vor Risiken gehabt, für einen möglichen Profit hatte er alles aufs Spiel gesetzt. Aber seit seiner Hochzeit mit der Roten Keila war er fast zum Feigling geworden und hatte Angst, seine Freiheit zu riskieren. Er wusste ganz genau, dass Keila nichts anderes übrigbliebe, als wieder ins Bordell zu gehen, falls er im Kittchen landete. Er hatte sich an pünktliches Essen und frühe Schlafenszeiten gewöhnt, an sauberes Bettzeug, saubere Hemden, saubere Unterhosen und hausgemachte Mahlzeiten wie damals in Wysoka. Wenn er sich nur vorstellte, wieder hinter Gittern

zu sitzen, von Wächtern geprügelt zu werden, im Gefängnis klebriges Brot und fettige Suppe essen zu müssen, wurde ihm eiskalt. Jarmy empfand jetzt sogar Mitleid mit seinen Opfern – meist Halbverarmte, die sich für jedes Kleidungsstück, jedes Hemd, für die paar kümmerlichen Rubel krumm gearbeitet hatten. Gelegentlich redete er mit seinen Kumpanen im Ganovennest darüber, und sie lachten ihn aus:

»Jarmy, du bist ein sentimentaler Weichling geworden.«

»Ich bin kein Heiliger«, verteidigte er sich. »Aber wenn schon Schweinefleisch, dann richtig, so dass es dir vom Munde trieft ...«

Er musste dringend ein Ding drehen, das ordentlich Geld brachte. Er träumte von allen möglichen wunderbaren Fischzügen und lebte inzwischen von seinem restlichen Bargeld. Keilas Notgroschen hatte er so gut wie verschleudert. Er wahrte den Schein, wie man so sagt, und gab oft mehr aus, als er sich leisten konnte, zum Beispiel für die teuren Geschenke, die er Itsche Einauge an diesem Tag ins Hospital mitgebracht hatte. Aber seine engen Freunde wussten, dass all das eine Täuschung war.

An diesem Sabbatabend war ein Theaterbesuch geplant. Gespielt wurde ein Stück aus Amerika, »Uncle Sam«, und Jarmy hatte Plätze in den vorderen Reihen für einen Rubel pro Karte gekauft. Aber vorher mussten sie zu Hause noch schnell eine Kleinigkeit essen, die letzte Sabbat-Mahlzeit, den Abschied von Königin Sabbat, wie sie genannt wurde. Ein Brotrest vom Sabbat wurde aufgetischt, dazu gab es einen Fischschwanz, einen halben Hering mit Heringsmilch und eine Schüssel Dickmilch, die Keila als gute Hausfrau am Freitag selbst im Eisschrank bereitgestellt hatte.

Jarmy sagte immer, Keila hätte auch für den Zaren persönlich kochen können. Sie wusste genau, wo man im Janasz-Basar die Schnäppchen finden konnte. Statt perfekte Eier für eine Kopeke das Stück zu kaufen, erwarb sie Knick- oder Kalkeier, die fast nichts kosteten. Statt teurer Filets für zwanzig Kopeken das Pfund, nahm Keila Hühner- und Gänseköpfe, Schenkel, Innereien und Mägen, die ganz billig waren, und kochte daraus Ragouts und Suppen, die – in Jarmys Worten – Mahlzeiten für Königinnen waren. Nun ja, aber wenn man von Bargeld lebte, konnte man ein Vermögen verputzen. Jarmy und Keila überlegten ernsthaft, nach Nordamerika oder Buenos Aires auszuwandern, aber das hätte sehr viel Geld gekostet. Ohne einen Penny dort anzukommen, hieß außerdem, dass man sofort vierzehn Stunden pro Tag in einer Fabrik Hosen bügeln musste. In diesem Jahr herrschte auch in New York eine Depression. Briefe trafen ein, die von langanhaltenden Streiks sprachen und von Arbeitern, die hungerten und in Mülltonnen nach Essensresten suchten. Nach Buenos Aires kam man am besten mit lebender Ware, nicht mit leeren Händen.

Jarmy wusste, was niedere Arbeit ist. Sein Vater hatte ihn zu einem Schneider in die Lehre gegeben, aber statt das Handwerk zu lernen, musste er dort Nachttöpfe leeren und das Baby hüten. Nicht einmal Brot hatten sie ihm gegeben. Obwohl der jüngste Erlass aus St. Petersburg eine Verkürzung der Arbeitswoche vorschrieb, malochten die Arbeiter immer noch vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung, hatten nur Lumpen statt Kleider, wohnten in Kellern und keuchten sich die Lungen und das Leben aus dem Leib.

Jarmy und Keila aßen schnell, damit sie rechtzeitig ins

Theater aufbrechen konnten und ohne Kutsche oder Pferdebahn auskamen. Aber als sie aus dem Haustor traten, war es schon zu spät für den Fußweg in die Abazhna-Straße. In der Kutsche lehnten sie sich zurück, und Jarmy sagte:

»Die vierzig Kopeken machen den Kohl auch nicht fett. Es ist sowieso schon alles beim Teufel ...«

»Von vierzig Kopeken kann man einen ganzen Tag leben«, belehrte ihn Keila.

Am Sabbat war der Platz mehr oder weniger verlassen. Die Läden waren geschlossen. Die Berufsverbrecher, die Pflastermaler und die ehrlichen Verkäufer von Kichererbsen, Limonade, Kartoffelplätzchen, scharfen Limabohnen und gerösteten Kastanien – alle ruhten am Sabbat. Am Freitagabend kamen nicht mal die Huren heraus, um sich vor den Toren Kunden zu holen. Aber sowie die Lampen wieder angingen und die Juden den Sabbat ausklingen ließen, war der Platz so dicht besetzt mit Menschen wie ein Mohnbrötchen mit Mohnkörnern. Aus der Menge stieg ein Brausen auf. Durch die offenen Fenster tönte Grammophonmusik: Duette aus amerikanischen Operetten, Solos von Kantoren, Melodien aus dem »Gebetsschal«. Ein suggestiver populärer Schlager sagte:

*Ein Geheimnis soll es sein,
nicht groß, nur klein,
ein Doktor weiß, was er tut,
wie gut!*

Jarmy drängte den Kutscher, schneller zu fahren, weil er nicht ankommen wollte, wenn der erste Akt schon halb vor-

bei war, aber die Menge ließ sie nicht durch. Außerdem brach der unvermeidliche Großbrand aus, und die Feuerwehr kam scheppernd und klingelnd, gefolgt von einem Krankenwagen. Aus einem Parterrefenster schossen Rauch und Flammen. Der Vorreiter, der vor dem klappernden Löschfahrzeug ritt, um vor falschem Alarm zu warnen, musste den galoppierenden Pferden mit der Peitsche einen Weg durch die Menschenmenge verschaffen. Es war jedes Mal ein Wunder, dass in dem Getümmel keine Menschen zertrampelt wurden. In den anderen Straßen kam man auch nicht schneller voran.

Die Droschke fuhr durch die Gnojna-Straße, querte die Graniczna, erreichte die Królewska und dann die Prózna und schließlich die Abazhna-Straße. Auf der Królewska fuhr sie ein Stück am Sächsischen Garten entlang, und Jarmy und Keila sogen den Duft der Kastanien ein, deren Äste über das Eisengeländer ragten. Juden in Kaftanen und ihre Frauen mit Perücken und Hüten, die den Park nicht betreten durften, aber auch frische Luft brauchten, saßen außen auf dem Zementsockel, in den das Geländer eingelassen war.

Gott sei Dank hatte das Stück ebenfalls mit Verspätung angefangen, und Jarmy und Keila fanden ihre Plätze, ehe der Vorhang sich hob. In derselben Reihe saßen einige Paare, die sie aus dem Ganovenquartier kannten. Sogleich bot einer der Männer Jarmy einen Beutel Knabbernüsse an, und eine Nutte schenkte Keila mit Mohnsamen bestreute Schokoladenwaffeln. Aber was sie jetzt auf der Bühne sahen, war so spannend, so vielfältig und farbenfroh, dass sie ganz vergaßen, sich für die Erfrischungen zu bedanken. Der Vorhang öffnete sich, und man blickte in den Salon eines New Yorker Millionärs, komplett mit vergoldetem Klavier, schicken Mö-

beln, Teppichen, Kronleuchtern und Kandelabern. Der Millionär mit Zylinder und Gehrock stellte seiner Frau eine frisch eingetroffene Immigrantin aus Polen vor – eine Dame, die einen Hut mit Straußenfedern und ein Gewand mit Schleppe trug. Die Immigrantin, jung, hübsch und unerfahren, war offensichtlich gerade erst mit dem Schiff angekommen. Der Millionär hieß Sam, und seine Frau war Bessie.

Sam zu Bessie:

»Bessie, Liebste, das ist meine Nichte Zirele aus Pinchev. Es war der letzte Wunsch meiner verbliebenen Schwester Beile Gittel – möge sie Frieden im Paradies finden –, dass ich ihre einzige Tochter Zirele nach Amerika hole, um sie hier, wo ich sie im Auge behalten kann, aufzuziehen, als wäre sie mein eigen Fleisch und Blut. Da Gott uns nicht mit Kindern gesegnet hat, wird Zirele wie unsere Tochter sein. Von diesem Tag an bist du, Bessie, ihre Mutter und ich bin ihr Vater. Wir werden sie an der feinsten Universität einschreiben, sie wie eine Prinzessin kleiden und mit einem hübschen, gebildeten jungen Mann verheiraten, und in hundert Jahren oder noch später wird sie unser Vermögen erben, denn niemand lebt ewig, nicht einmal hier in dem Land, das Columbus entdeckt hat.«

Kaum hatte Sam seinen Text zu Ende aufgesagt, brach im Theater ein gewaltiger Applaus los, und Sam, Zirele und Bessie verbeugten sich tief vor dem Publikum. Als alles wieder still war, hob Bessie ihr Lorgnon und musterte Zirele noch einmal von Kopf bis Fuß.

»Sam, mein lieber Gatte, diese Rechnung hast du ohne den Wirt gemacht. Niemals lasse ich so eine Bestie wie deine unbeleckte Zirele in mein Haus! Wie sieht sie denn aus, sie

ist ja ganz zerlumpt, schau sie dir doch an. Sie spricht nicht mal Englisch, bloß Jiddisch, diesen verfluchten Jargon. Nur über meine Leiche wird diese polnische Schlampe meine Tochter. Wenn du weißt, was gut für dich ist, Sam, dann schickst du sie auf der Stelle dahin zurück, wo sie hergekommen ist, oder mein Bruder, der Richter, wird euch beide in euren Schweinestall deportieren lassen, und du bist dann wieder das, was du vor dreißig Jahren warst – ein Schusterlehrling in Pinchev, ein Armer ohne ein Hemd zum Wechseln.«

Das Publikum schimpfte und zischte laut und wütend.

Jemand brüllte: »Alte Zicke!«

Und warf eine faule Kartoffel auf die amerikanische Dame.